

durchaus aussagekräftig hinsichtlich Typen, Terminologien und einschlägigen Veröffentlichungen, mit dem Fazit, dass die markantesten Entwicklungstendenzen im Bereich der deutschen KWB in „unterschiedlichem Ausmaß [...] auch für das Französische“ gelten (287).

In Auswertung eines ausführlichen Forschungsberichts (Kap. II.2) werden Überlegungen zur Erweiterung des Begriffs „Kurzwort“ (Kap. III) vorgenommen, die in dem „Versuch einer prototypischen Definition des KW“ (Kap. III.2) münden. Auf dieser Basis können die verschiedenen Arten an Kurzwörtern plausibler als bisher zugeordnet und systematischer einbezogen werden – in Wörterbüchern (Kap. IV.1), in ihre grammatikographische Behandlung (Kap. IV.2) sowie in Entlehnungsprozesse, je nach Entwicklung, Wegen und Integration (Kap. IV.3). Dem aktuellen Forschungsanspruch entsprechend sind Beziehungen zwischen KWB und Text in einem umfangreichen, fast ein Drittel der gesamten Monographie einnehmenden Kap. V dargestellt, exemplifiziert am Plauderchat, einer Kommunikationsform, die an die zunehmende Verbreitung moderner Kommunikationstechnologien seit Beginn der 1990er Jahre gekoppelt ist.

Dem „Versuch einer prototypischen Definition des KW“ geht eine umfassende Diskussion der aus der Forschungsliteratur bekannten Definitionskriterien voraus. Vf. weist unter verschiedenen Aspekten, wie Bedeutungsverschiebungen und Konnotationen, und mit Hilfe reichen Belegmaterials nach, dass „völlige Synonymie“ zwischen KW und Langform nicht obligatorisch ist, was auch mit dem Status des Kurzwortes als autonomer Benennungseinheit übereinstimmt: Denotatsidentität zwischen Langform und Kurzwort ersetzt das Postulat der totalen Synonymie (vgl. 141ff.). Die Produktivität der KWB in Menge und Vielfalt festigt die Autonomie der KW gegenüber den Langformen (vgl. 287), die verstärkt syntaktische Strukturen besitzen (vgl. 292f.).

Vf. nutzt den Vorteil der Prototypentheorie, „die Existenz eines Kerns und einer Peripherie“ (123) zu postulieren. Daraus leitet er Möglichkeiten ab, die darin bestehen, dass aufgrund einer prototypischen Definition des KW „auf starre Kategorien“ (124) verzichtet werden kann, was der Systematisierung der vielfältigen Kürzungsverfahren und -typen entgegenkommt (Initial-KW, Kopfwörter, Misch-KW, SI-KW, Kürzungssuffigierungen, graphische Abkürzungen, Klappwörter, Wortkreuzungen und einige Kunstwörter; vgl. 98ff., 288). Die umstrittene Eingliederung der Kürzungssuffigierungen in die Kategorie der KW begründet Vf. mit der Gleichzeitigkeit von Kürzung und Suffigierung (vgl. 69), und zwar unter Berufung auf Fleischer (2000).

Das Prototypenkonzept bildet die Basis für ein KW-Inventar, das sowohl aus prototypischen als auch aus nichtprototypischen KW besteht. Prototypische KW erfüllen sechs Kriterien (bezogen auf

die Langformen, vgl. 145): 1. Kürze, 2. sekundäre Bildung, 3. eigenständige mündliche Realisierung, 4. partielle phonographematische Identität, 5. autonome Benennungseinheit, 6. Denotatsidentität. Besonderes Gewicht haben das 3. und das 5. Kriterium. Nichtprototypische KW realisieren die Kriterien nur anteilig, was in einer tabellarischen Repräsentativitätsskala (vgl. 146f.) veranschaulicht ist: von *Anarcho* (Kriterium 1 nur eingeschränkt) über *Adidas* (nicht Kriterium 2, 6) bis hin zu *L.U.S.T.* (nicht 2, 5, 6). Mit Hilfe derselben Kriterien wird der Prototypikalitätsgrad der analysierten Kurzformen erfasst (vgl. 265ff.).

Das Korpus prototypischer KW, elektronisch gespeichert und auf einer CD-ROM-Beilage verfügbar, enthält auf 110 Seiten in sieben Tabellen freie und gebundene Kopfwörter (*Ober, Iso-*), Silbenkurzwörter (*Fuzo, Schuko-*), Kürzungssuffigierungen (*Fundi*), gebundene Initialkurzwörter (*U-* in *U-Bahn*). Jedes KW ist versehen mit Angaben zu Grammatik und möglichen Langformen, zu Quellen sowie zu Gebrauch, Konnotationen, Herkunft u. a. Dass die freien Initialkurzwörter (*GAU*) nicht aufgenommen sind, da sie im Rahmen der Arbeit „nur von marginalem Interesse“ seien (Vorbemerkungen), überrascht insofern, da sie doch ständig mit angeführt werden – was allein ein Blick in das „Kurzwortregister“ am Ende der Monographie erkennen lässt.

Auf derselben CD-ROM-Beilage ist das Chatkorpus gespeichert; die einzelnen Zeilen sind durchnummeriert, z. B.:

213 verteidiga: lol herz
214 SockePopCorn => töfff töfff töfff
215 sorayaw23 gähhn

Es ist vier Chaträumen aus dem Jahr 2006 entnommen; seine Lesweise wird eingangs für „unerfahrene Chatter“ erläutert (vgl. 206ff.); Kurzformen sind farbig unterschieden. Dieses Chatkorpus bildet die Materialgrundlage für Kap. V „Kürzungsverfahren in modernen Medien. Eine Untersuchung am Beispiel der Chatkommunikation“. Der sog. Plauderchat erwies sich für die vorgenommene Analyse als besonders geeignet – jugendliche Teilnehmer unterhalten sich bevorzugt über triviale Themen (vgl. 205f.). Wie andere Formen des Chats auch ist er angesiedelt zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit (vgl. V.2.1.2; V.4.1).

Auf den vorausgegangenen grundsätzlichen Ausführungen zur KWB fußend, werden chattypische Kurzformen von prototypischen und nichtprototypischen Kurzwörtern abgegrenzt und in sprachliche und nichtsprachliche Kurzformen unterteilt. Sprachliche Kurzformen sind chatspezifische I-KW wie *lol* (vgl. 220ff.), „akustische“ Kurzformen wie *Xtrem* (vgl. 225ff.), in modernen Kommunikationsformen verwendete traditionelle I-KW wie *PC*, Inflektivformen wie *lach* (vgl. 235ff.). Nichtsprachliche Kurzformen sind im Korpus die Smileys, z. B.

;-) lachender Smiley, auch gekürzt durch „Nasenamputation“ (256 zu :). Ihre Aufnahme in das Inventar der Kurzformen erklärt sich grundsätzlich aus formalen und funktionalen Ähnlichkeiten mit denselben (vgl. 255); sie führt zu Fragen nach Text-Bild-Beziehungen und neuen Erscheinungsformen von Schrift (vgl. Kap. V.4). Kurzformen sind sowohl „Marker der konzeptionellen Mündlichkeit“, indem sie „die Dynamik des Gesprächs in die Schrift“ bringen, als auch „Marker der Expressivität, die die potentiellen Kommunikationspartner zum Mitspielen anregen“ (218).

Die Monographie setzt einen Meilenstein in der Erforschung der KWB: Frühere Forschungsergebnisse sind umfassend überprüft, gängige Typologien entsprechend revidiert worden, höchst umfangreiches und aktuelles Belegmaterial in Papier- und elektronischer Fassung zur Verfügung gestellt. Für künftige Analysen traditioneller und neu hinzukommender Kürzungsverfahren sind die Untersuchungsergebnisse dieser Monographie unverzichtbar.

Wünschenswert für eine Neuauflage ist ein Sachregister, das den Zugriff des Lesers auf die vielfältigen Aspekte erleichtert.

Marianne Schröder

Hartmut E. H. Lenk/Stephan Stein (Hg.): Phraseologismen in Textsorten
Georg Olms Verlag, Hildesheim u. a. 2011, 308 S., 44,80 € (Reihe Germanistische Linguistik, 211–212)

Der Sammelband umfasst 13 Beiträge, denen ein fundierter theoretischer Vorspann der Hg. als integrierende Klammer vorangestellt ist. In diesem geht es zunächst um Phraseme in System und Gebrauch im Allgemeinen sowie um Forschungsfragen zu Phrasemen in Texten und Textsorten im Besonderen. Was die Terminologie betrifft, so werden „Phraseologismus“ (im Gesamttitel) und „Phrasem“ (in der Einführung und in einigen Artikelüberschriften) synonymisch gebraucht. Übergreifendes Ziel für die auf einer empirischen Basis erstellten Untersuchungen zu Phraseologismen in Texten und Textsorten ist die Ermittlung von text- und gesprächsartenbezogenen Spezifika bei der Phrasemenverwendung sowie die Beschreibung phraseologischer Domänen im Sprachgebrauch, um auf dieser Grundlage phraseologische Text- und Gesprächsprofile zu erstellen. Der Zugang zum Rahmenthema erfolgt in den Beiträgen zum einen mit Blick auf das Vorkommen von Phrasemen unterschiedlichster Art in bestimmten Textsorten; zum anderen werden bestimmte Phrasemtypen und deren textuelle Funktion in den Mittelpunkt gestellt.

Der erste – grundlegende – Beitrag aus der Feder von A. Bachmann-Stein zum Thema „Textmuster und Textmusterstil“ widmet sich der Frage, inwiefern Phraseme ein eigenständiges textstili-

sches Mittel in Gebrauchstexten darstellen. Nach einer Erläuterung, was unter Textmusterwissen und den Dimensionen des Textmusterstils zu verstehen ist, wird an vielen Beispielen gezeigt, welchen Beitrag Phraseme – je nach ihrer Erscheinungsform – zur Textkonstitution leisten können: Phraseme als Kohäsionsmittel, als inhaltlich-thematisch strukturierende Textbildungsmittel, als Stifter von Kohärenz etc. H.-H. Lüger analysiert am Beispiel des Politikerporträts den Zusammenhang zwischen dem Textmuster Porträtierten und der Verwendung von Phrasemen. An vielen Beispielen zeigt der Vf. den informations- und/oder meinungsbetonten Charakter solcher Porträts, die neben wichtigen Lebensdaten auch Angaben über „Werthaltungen, Urteile, Ziele oder Selbst- und Fremdbilder“ (43) enthalten. Nach einer Zusammenschau der wichtigsten Funktionstypen spürt Lüger auf der Grundlage einer differenzierten und gut nachvollziehbaren Analyse von Tageszeitungen und Nachrichtenmagazinen den konkreten Verwendungsweisen sprachlicher Verfestigungen nach. Ein Ausblick gibt Denkanstöße für weiterführende Untersuchungen, auch mit Blick auf einen intermedialen Vergleich. S. Hauser stellt in seinem Beitrag zu Phraseologismen in Textsortennetzen theoretische Überlegungen und empirische Beobachtungen zu den Beziehungen zwischen Texten eines thematisch-funktionalen Bereichs an. Unter Textsortennetzen wird das Zusammenspiel unterschiedlicher Textsorten eines Interaktionsbereichs – im vorliegenden Fall der Sportberichterstattung in der überregionalen Tagespresse – verstanden. Im Zentrum stehen die Presstextsorten Meldung, Kommentar und Bericht, an denen die Zusammenhänge zwischen Textsorte und Phraseologie subtil erklärt werden.

M. Skog-Söderswed legt eine Pilotstudie zu idiomatischen und teildiomatischen Phrasemen in Buchbesprechungen der FAZ (mit den Hauptfunktionen Informieren und Bewerten) vor. Dabei kommt sie u. a. zu dem Befund, dass im vorliegenden Material stilistisch unmarkierte nominative Phraseme dominieren, dass sie etwa doppelt so häufig in positiv bewertenden Passagen vorkommen wie in negativ bewertenden und dass Modifikationen weder in Zahl noch Art besonders auffällig sind. Eingegangen wird auch auf die Platzierung im Text. Weitere Forschungsfragen werden aufgeworfen (bspw. zu eventuellen Unterschieden zwischen Rezensentinnen und Rezensenten) und damit neue Denkanstöße vermittelt. Auch zwei weitere Beiträge widmen sich der Verwendung von Phrasemen in Rezensionen. M. Petkova-Kessanlis beschäftigt sich mit der Laien- bzw. Kundenrezension. Dies geschieht an einem Textkorpus, das sich auf zwei Romane von Daniel Kehlmann bezieht und auf den Internetsiten des Online-Buchhandels veröffentlicht wurde. M. P. Scialdone fokussiert Sprechakte des Höflichkeitsbereichs am

Beispiel der Phraseologie des Lobens und Kritisiereins in deutsch-italienischer Perspektive. Sie zeigt, dass sich der Rekurs insbesondere auf idiomatische Phraseme als ein wichtiges Mittel erweist, um Wertungen auf wirkungsvolle und effiziente Weise zum Ausdruck zu bringen.

In den drei folgenden Beiträgen geht es um Form und Funktion von pragmatischen bzw. kommunikativen Phrasemen. C. Ehrhardt analysiert die Eigenheiten von Routineformeln (als Indikatoren für situations-, domänen-, gruppen- oder funktionspezifischen Gebrauch) in Internetforen – in Abgrenzung von anderen kommunikativen Domänen. Dafür erstellt er einen Fragenkatalog, der sich auch als Anknüpfungspunkt für ähnlich gelagerte Analysen anbietet. I. Hyvärinen leistet mit ihrer Untersuchung zu Routineformeln in kurzen Kiosk-Kaufgesprächen einen aufschlussreichen Beitrag zur Höflichkeitsphraseologie. Vor dem Hintergrund vorliegender Untersuchungen zum Finnischen stellt sie die Frage nach der deutschen sprachlichen Alltagshöflichkeit und nach der Rolle, die Routineformeln (Grüß- und Abschiedsformeln, Frage-, Bitt- und Dankesformeln) dabei spielen. S. Reimann / K. Síchová stellen Phraseme in der Hörfunkwerbung (Produktwerbung, Werbung für gemeinnützige Organisationen) in den Mittelpunkt. Diese werden aus einem Korpus von rund 500 Radiowerbespots herausgefiltert und nach funktionalen Kriterien – wie z. B. als Aufmerksamkeitswecker oder Unterstützer spontaner gesprochener Sprache – klassifiziert.

Wiederum drei Beiträge thematisieren den Gebrauch von Phrasemen in Textsorten aus dem literarisch-künstlerischen Bereich. U. Richter-Vapaalo untersucht die phraseologische Dichte und die Funktion von Phrasemen in verschiedenen Hörspielfassungen des Kinderbuchklassikers „Die kleine Hexe“ von Otfried Preußler. Es wird zum einen gefragt nach dem Beitrag von Phrasemen zum Kinderhörspiel und zum anderen nach dem Beitrag des Hörspiels zum Sprach- und Phraseologierwerb von Kindern. I. Meloni beschäftigt sich anhand eines Korpus von 112 Micky-Maus-Heften mit Vorkommen und Funktion von Kinogrammen im Sinne phraseologischer Verbalisierungen von nonverbalen Verhalten in der Textsorte Comics; die Bezeichnung „kinogramatische Phraseologismen“ (233; 235) erscheint uns allerdings hier weniger glücklich. H. Lenk geht der Verwendung von Phrasemen in den frühen und späteren Texten der österreichischen Rockband Erste Allgemeine Versicherung nach. Es gelingt ihm, mit Ermittlungen zur Phraseologismendichte und Phraseologismenart, zu formalen Modifikationen und auffälligen Gebrauchsweisen sowie zu diatopischen Markierungen eine Ausgangsbasis für einen Vergleich mit anderen Genres populärer Musik und anderen Texttypen und -sorten zu schaffen. Den Abschluss des Sammelbandes bilden methodische Überlegun-

gen und empirische Beobachtungen von S. Stein zur Rolle von Phrasemen und anderen Verfestigungen als textuellen Formulierungsressourcen. Diese münden in das einleuchtende Plädoyer dafür, nicht nur die Textprodukte in den Blick zu nehmen, sondern nach Möglichkeit auch den Textentstehungsprozess zu berücksichtigen. Es sind Antworten zu suchen auf die Frage nach den Motiven für die Verwendung von Phrasemen im Formulierungsprozess.

Alle Beiträge des auch bibliographisch reich ausgestatteten Sammelbandes zielen in eine Forschungsrichtung, die im Vergleich zu sprachsystembezogenen Arbeiten trotz zahlreicher inzwischen vorliegender korpusbasierter Untersuchungen noch kein konsistentes Bild abgibt. Die hier vorgelegten fundierten Detailergebnisse stellen einen wichtigen Beitrag dar auf dem Wege zu einer Zusammenschau, d. h. systematischen Korrelation zwischen Phrasemtypen und einzelnen Text- und Gesprächsarten. Sie liefern mannigfaltige Anregungen und konkrete Anknüpfungspunkte für weitere Untersuchungen im Rahmen eines umfangreichen Forschungsprogramms. Bei diesem geht es darum, „die text- und gesprächssortenbezogene Variation bei der Phrasemverwendung zu beschreiben, phraseologische Domänen im Sprachgebrauch zu ermitteln und, sofern möglich, phraseologische Text- und Gesprächsartenprofile zu erstellen“ (11).

Barbara Wojtak

Madeline Lutjeharms / Claudia Schmidt (Hg.): Lesekompetenz in Erst-, Zweit- und Fremdsprache

Gunter Narr Verlag, Tübingen 2010, 205 S., 24,80 € (Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik)

„Mit geschriebenen – nicht gedruckten – Texten werden wir in den industrialisierten Ländern alle täglich konfrontiert und wem es schwerfällt, den Textinhalt zu verstehen, die bzw. der ist in unserer Gesellschaft benachteiligt.“ (7) Aus diesem Grund spielt die Erforschung der Lesekompetenz nach wie vor eine große Rolle. Der vorliegende Band widmet sich Untersuchungen zum Leseverstehen in Erst-, Zweit- und Fremdsprache und zeigt nicht nur von reger Forschungsaktivität, sondern verdeutlicht auch die inhaltliche und methodische Vielfalt der gewählten Forschungszugänge. Er ist im Rahmen der Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik zum Themenbereich „Zum Zusammenhang von fremdsprachlicher und muttersprachlicher Lesekompetenz“ (Hildesheim 2007) entstanden und enthält 13 Beiträge zu vier Teilthemen.

Der 1. Teil „Was ist Lesen“ wird von M. Lutjeharms mit dem Beitrag „Zur Lesekompetenz in Mutter- und Fremdsprache“ eröffnet. Nach einem kurzen theoretischen Überblick zur Erforschung

des Leseprozesses und der Rolle des Vorwissens werden die Verarbeitungsebenen des muttersprachlichen und des fremdsprachlichen Leseprozesses erörtert. Als didaktische Konsequenz leitet die Vfn. ab, dass „viel lesen im Allgemeinen die beste Methode zur Verbesserung der Lesekompetenz [ist], da so Kenntnisse und Dekodierfertigkeiten erweitert und gefestigt werden“ (23). Dies bedarf einer unterstützenden Leseanleitung durch Handlungsaufgaben, die das Erfassen der Inhalte in unterschiedlichen Übungssequenzen steuert und den Rückgriff auf die Muttersprache oder auf gefestigte Sprachkenntnisse in einer anderen Sprache erlaubt (vgl. 24). C. Schmidt beschäftigt sich mit der Thematik „Lesen und neue Medien“ mit dem Ziel, relevante Spezifika der Gestaltung und Rezeption von Texten im Rahmen der neuen Medien für die Lesedidaktik aufzuzeigen. Dabei geht sie besonders auf die in unserer Zeit häufige Rezeption medialer Texte des World Wide Web ein, aber auch auf die Verwendung und Produktion von SMS-Texten und Chat-Einträgen. Diese Textsorten sind vor allem geprägt von einer Auflösung der Linearität im Vergleich zu Printtexten und von einer Multimedialität, sodass der Rezipient stets neu über die Rezeptionswege entscheiden muss und der Aufbau einer kohärenten mentalen Repräsentation des ausgewählten Wissens erschwert wird (vgl. 30). Ihre lesedidaktischen Überlegungen münden darin, dass neben Motivation auch Textsortenwissen von Bedeutung ist, das stets an einen konkreten Handlungskontext gebunden werden sollte, z. B. Rechercheaufgaben, thematische Webseitenauswahl oder sprachliche Spezifika digitaler Texte (vgl. 35).

Im 2. Teil „Lesen in der Erstsprache“ übt Ch. Röber mit ihrem Beitrag „Die Nutzung der phonologischen Informationen der Orthographie für das Lesen deutscher Wörter: Zur Problematik des Lesunterrichts in der Schule“ Kritik am heute verbreiteten Lesenlernen, bei dem den Kindern einzelne Buchstaben präsentiert und diese als graphische Symbole für eine immer gleiche Lautung verstanden werden (vgl. 43). Ihre Untersuchungen zeigen, dass schwache Leser durchgängig die am Schriftanfang gelernte einzelbuchstabenbezogene Umsetzung von Graphischem in Lautung vornehmen, starke Leser hingegen die Buchstabenfolgen für die Artikulation der Wörter nutzen. „Lernerfolg hängt von dem Maße ab, in dem Kinder die Möglichkeit haben, Wissensstrukturen schnell aufzubauen“ (49), was jedoch durch die Instruktionen des Unterrichts behindert wird. N. Stadie greift in ihrem Beitrag „Entwicklungsdyslexie im Rahmen kognitiv orientierter Erklärungsansätze“ entwicklungsbedingte Störungen beim Leserverwerb auf. Sie untersucht dazu vorrangig Kinder und erarbeitet einen Katalog von Erscheinungsformen entwicklungsbedingter Dyslexie. Mit ihrer theoriegeleiteten Untersuchung und dem individuellen Leistungsvergleich mit der Altersnorm kann sie auf

Funktionsfähigkeiten einzelner oder mehrerer Teilsysteme rückschließen und somit das (beeinträchtigte) Leseverhalten erklären (vgl. 65). B. Drechsel interpretiert in ihrem Beitrag „Die Lesekompetenz in Deutschland im internationalen Vergleich – Textkonzeption und Befunde aus PISA“ Rolle und Funktion der PISA-Studie für eine Verbesserung der Lesekompetenz deutscher Schüler. Die Studie habe einen wichtigen Beitrag geleistet, die Bedeutung der Lesekompetenz für Bildungsprozesse herauszustellen, und durch ihre schockierenden Befunde seien die deutsche Öffentlichkeit und die an Bildungsprozessen Beteiligten wachgerüttelt worden (vgl. 86). Eine Konsequenz daraus sei die Steigerung des individuellen Leseeinteresses und der Motivation, sich „weiter mit Lesen als Möglichkeit, sich die Welt zu erschließen, zu beschäftigen“ (87). Der Beitrag von D. Grütz, „Unterstreiche das Wichtigste! Kompetenzorientiertes Unterrichten auf der Basis von empirischen Befunden zu einer Textverstehensstrategie“ verfolgt die Frage, was Schüler denn eigentlich bei einer solchen Aufgabenstellung unterstreichen. Anhand einer Untersuchung ermittelt die Vfn., wie Schüler mit dieser Arbeitsanweisung Texte erschließen. Ihre didaktischen Ergebnisse zielen auf eine Optimierung der Arbeitsanweisung zum bewussten Umgang mit bekanntem vs. unbekanntem Wortschatz beim Lesen.

Im 3. Teil steht die Lesesozialisation im Mittelpunkt. S. Ehlers führt in diese Thematik mit dem Beitrag „Lesen(lernen) in der Zweitsprache“ ein. Zunächst listet sie mehrere Variable auf, die den zweitsprachlichen Leseprozess beeinflussen (vgl. 109). Sie kommt zu dem Schluss, dass die Besonderheiten des Lesens in der Zweitsprache und die entscheidenden sozialen, kognitiven und sprachlichen Variablen keine einfache Antwort erlauben, wie man die zweitsprachliche Lesefähigkeit in der Schule verbessern kann (vgl. 114). Zugleich leitet sie aus bisherigen Untersuchungen Konsequenzen ab, die der Vermittlung der L2-Lesefähigkeit dienen und die soziale Situiertheit von Leselernprozessen berücksichtigen. M. Wagner kritisiert die unklare Sprachlernsituation in Luxemburg. Die Alphabetisierung erfolgt in der Zweitsprache Deutsch, später kommt Englisch hinzu, die Erstsprache Luxemburgisch wird nur am Rande berücksichtigt. Die Ergebnisse ihrer Umfrage kennzeichnen die Problematik, dass Lesen in Luxemburgisch im Schulunterricht kaum vermittelt wird und diese Sprache nur noch als kommunikatives Mittel angesehen wird (vgl. 126).

Der 4. Teil widmet sich dem Lesen in der Fremdsprache. F.-J. Meißner untersucht in seinem Beitrag die „Förderung von Sprachlernkompetenz und Schulentwicklung durch interkomprehensives Lesen“. Diese Art von Lesen nutzt das relevante Vorwissen, besonders aber die Kenntnisse in schon erworbenen verwandten Sprachen